

(Nachdruck verboten.)

81

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Mit einer abermaligen Armbewegung griff Busch nach den Akten Sicardot, einem dünnen Heftchen mit grauer Decke. Noch waren keine Kosten aufgelaufen, nur die zwölf Wechsel waren darin.

„Ja, wenn wenigstens Victor artig wäre!“ jammerte die Alte weiter. „Aber, denken Sie sich, ein schrecklicher Bube! . . . Es ist doch hart, solche Erbschaften machen zu müssen: einen Buben, der noch auf dem Schafott enden wird, und diese Papiere, aus denen ich nie etwas ziehen kann!“

Busch hielt seine dicken, blassen Augen hartnäckig auf die Wechsel gefest. Wie oft hatte er sie so beschaugt, in der Hoffnung, aus einer unmerklichen Kleinigkeit, aus der Gestalt der Buchstaben, ja aus dem Korn des Stempelpapiers irgend ein Anzeichen zu entdecken. Er behauptete, diese spitzige, dünne Handschrift müsse ihm bekannt sein.

„Sonderbar!“ sagte er wieder. „Sicherlich habe ich schon ähnliche a und o gesehen, so spitzig, daß sie wie i aussehen!“

Im selben Augenblick klopfte es.

Er hat die Méchain, die Hand auszustrecken, um die Thüre anzuschließen, denn das Zimmer ging unmittelbar auf die Treppe. Man mußte durch dasselbe schreiten, wenn man ins andre wollte, welches auf die Straße führte. Die Küche, ein dunkles Loch ohne Luft, befand sich auf der andren Seite des Ganges.

„Treten Sie ein, mein Herr!“

Und Saccard trat ein. Er lächelte, innerlich durch das Messingschild an der Thür belustigt, auf dem in großen, schwarzen Lettern zu lesen stand: „Rechtsagentur“.

„Ah so, Herr Saccard! Sie kommen wegen der Uebersetzung. Mein Bruder ist dort im andren Zimmer. Treten Sie doch ein!“

Aber die Méchain versperrte den Durchgang ganz und gar und schaute in Gedanken vertieft mit wachsendem Erstaunen dem Ankömmling ins Gesicht.

Kunnehr wurde ein förmliches Manövrieren erforderlich. Saccard trat auf die Treppe zurück, und sie ging hinaus, machte sich auf dem Gange dümmel, so daß jener wieder eintreten konnte. Während dieser vielseitigen Bewegungen hatte sie ihn nicht aus den Augen gelassen.

„O,“ keuchte sie, „nie hatte ich ihn so genau gesehen . . . Victor ist ja sein Ebenbild!“

Busch, der zuerst nicht begriff, blickte sie fragend an, dann ging ihm plötzlich ein Licht auf, und mit halbblautem Fluch:

„Simmeldonnerwetter! Ich hab's, wußte ich doch, daß ich die Schrift irgendwo gesehen hatte!“

Diesmal stand er auf, wühlte in den Akten und fand schließlich einen Brief, den Saccard im Jahre zuvor an ihn geschrieben hatte, um für eine nicht zahlungsfähige Dame um eine Frist zu bitten. Rasch verglich er die Schriftzüge auf den Wechseln mit denjenigen auf diesem Brief. Es waren allerdings die gleichen a und die gleichen o, nur mit der Zeit noch spitziger geworden; auch war in den Anfangsbuchstaben eine auffallende Uebereinstimmung.

„Er ist's, er ist's!“ wiederholte er. „Aber laßt sehen, weshalb Sicardot und Saccard?“

In seiner Erinnerung erwachte eine dunkle Geschichte. Saccards Vergangenheit, die ihm einst ein Agent Namens Larfonneau, der Millionär geworden war, erzählt hatte; wie Saccard am Tage nach dem Staatsstreich nach Paris kam, um die aufgehende Macht seines Bruders Rougon auszubenten; zuerst sein Elend in den dunklen Gassen des alten Quartier Latin, dann sein rasch erworbener Reichtum nach einer verdächtigen Heirat, da er das Glück hatte, seine Frau bald zu begraben. Zur Zeit jener schwierigen Anfänge hatte er seinen Namen Rougon gegen Saccard vertauscht, durch einfache Umgestaltung des Namens seiner ersten Frau, die Sicardot hieß.

„Ja, ja, Sicardot, ich entsinne mich ganz gut!“ murmelte Busch. „Er hat die Stirn gehabt, die Wechsel mit dem Namen seiner Frau zu unterschreiben. Jedenfalls hat das Ehepaar diesen Namen angegeben, als sie miteinander in der Rue de la Harpe abfielen. Und dann nahm der Schuft alle möglichen Vorsichtsmahregeln, er war auf dem Sprung, um beim geringsten Alarm auszuweichen . . . O, damals lauerke er nicht bloß auf Geld, er fiel auch junge Mädchen auf der Treppe an! Das ist eine Dummheit, das wird ihm schließlich noch einen bösen Streich spielen!“

„Pst, pst!“ versetzte die Méchain. „Wir haben ihn, und man darf wohl sagen, daß es einen Herrgott giebt. Endlich werde ich also für alles belohnt werden, was ich für den armen kleinen Victor gethan habe! Trotz allem habe ich ihn nämlich sehr gern, ja sehr gern, obwohl er unverbesserlich ist!“

Sie strahlte, ihre gekniffenen Augen blitzten in dem schlaffen Fett ihres Gesichts.

Nach der Erregtheit dieser lange gesuchten Lösung, die ihm nun der Zufall brachte, wurde Busch beim längeren Denken kühler. Er schüttelte den Kopf. Wohl war Saccard, obgleich augenblicklich mittellos, noch gut zu sichern. Man hätte auf einen minder vorteilhaften Vater verfallen können. Aber er würde sich nicht lange plagen lassen, denn er hatte immer noch scharfe Zähne. Und dann, was weiter? Sicherlich war ihm unbekannt, daß er einen Sohn habe; er konnte trotz der außerordentlichen Ähnlichkeit, welche die Méchain verblüffte, sich aufs Leiguen verlegen. Ueberdies war er zum zweitenmal Witwer und frei, und daher niemand Rechenschaft schuldig für seine Vergangenheit, so daß, selbst wenn er den kleinen anerkannte, keine Einschüchterung, keine Drohung sich gegen ihn ausbeuten ließ. Wollte man aus seiner Vaterschaft nur die sechshundert Frank der Wechsel ziehen, dann war dies wahrlich gar zu jämmerlich und nicht der wunderbaren Hilfe wert, die man vom Schicksal erhalten hatte. Nein, nein, man mußte die Sache reiflich überlegen und ein Mittel finden, die Ernte in voller Reife einzuharnten.

„Nur keine Eile!“ schloß Busch. „Uebrigens liegt er jetzt am Boden, wir wollen ihm Zeit lassen, sich zu erholen.“

Ehe er die Méchain verabschiedete, beendete er die gemeinsame Prüfung der kleinen Geschäftchen, die sie übernommen hatte. Da war eine junge Frau, die um ihres Liebhabers willen ihre Juwelen verpfändet hatte; ein Schwiegersohn, dessen Schulden die Schwiegermutter, die seine Geliebte war, zahlen würde, wenn man es richtig anpackte, — kurz, die feinsten Mannigfaltigkeiten des so vielgestaltigen und überaus schwierigen Infassos.

Beim Eintritt ins Nebenzimmer blieb Saccard einen Augenblick glendend vom grellen Licht des vorhanglosen Fensters mit den sonnenbeglänzten Scheiben. Das Zimmer mit seinen blassen, blaugeblühten Tapeten war fast nackt; in einer Ecke stand eine eiserne Bettstelle, in der Mitte ein tannener Tisch mit zwei Strohsitzen. An der Bretterwand links waren rohgehobelte Bretter als Büchergestell mit Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und allerlei Papieren überladen. Aber das in solcher Höhe grelle Sonnenlicht verlieh dem armseligen Raum in seiner Nacktheit eine jugendliche Fröhlichkeit, ein frisches, unschuldvolles Aussehen.

Sier saß Buschs Bruder Sigismund, ein bartloser Mensch von fünfundsiebzig Jahren, mit langen, dünnen, braunen Haaren, vor dem Tisch, die mächtig gewölbte Stirn in die abgemagerte Hand gestützt. Er war im Lesen so vertieft, daß er nicht einmal aufschaute. Er hatte die Thüre nicht gehen hören.

Dieser Sigismund war ein hervorragender Mann. Auf deutschen Hochschulen aufgewachsen, sprach er außer dem Französischen, seiner Mutterprache, Deutsch, Englisch und Russisch. Im Jahre 1849 hatte er in Köln Karl Marx kennen gelernt und war der beliebteste Mitarbeiter an dessen „Neuer Rheinischer Zeitung“ geworden. Seitdem stand sein Glaube fest, er bekannte sich mit glühender Ueberzeugung zum Socialismus und hatte seine ganze persönliche Kraft dem Gedanken einer gesellschaftlichen Umgestaltung gewidmet, welche die Wohlfahrt der Armen und Niedrigen begründen sollte. Seitdem sein Herr und Meister, aus Deutschland geächtet, wegen der bekannten Junitage aus Paris verbannt, in London lebte und durch seine Schriften die Partei zu organisieren

benüht war, lebte auch er seinen Träumen und kümmerte sich so wenig um das äußere Leben, daß er sicherlich verhungert wäre, wenn ihn nicht sein Bruder in seiner Wohnung Rue Feydeau in der Nähe der Börse aufgenommen und ihm den Gedanken eingegeben hätte, als Uebersetzer seine Sprachkenntnisse zu verwerten.

Dieser ältere Bruder schwärmte für den jüngeren mit wahrhaft mütterlicher Leidenschaft. Dieser raubgierige Wolf, der fähig war, im Blute eines Schuldners zehn Sous aufzulesen, war sofort zu Thränen gerührt und von einer leidenschaftlichen, ja weiblich-kleinlichen Zärtlichkeit erfüllt, sobald es sich um diesen zerstreuten großen Jungen mit dem Kinder-gemüt handelte. Ihn hatte er das große Zimmer nach der StraÙe eingeräumt, er bediente ihn wie eine Magd, führte den sonderbaren Haushalt, setzte die Zimmer, machte die Betten und besorgte die Kost, die man zweimal täglich von einem Speisehause der Nachbarschaft heraufbrachte. Er, der rastlos thätige Mann, dessen Kopf mit tausenderlei Geschäften angefüllt war, duldete ihn als Müßiggänger; mit den Uebersetzungen nämlich ging es wegen der Privatarbeiten nicht vom Fleck. Na, er verbot ihm sogar jede Arbeit, geängstigt durch einen bössartigen trockenen Husten. Trotz seiner hartherzigen Geldgier, seiner blutigen Habsucht, die im Gelderwerb den einzigen Grund zum Leben fand, lächelte Busch über die Lehren des Weltverbesserers und gab ihm das Kapital preis, wie man einem Knaben ein Spielzeug überläßt, das er zerbrechen muß.

Andererseits hatte Sigismund keine Ahnung von allem dem, was sein Bruder im Nebenzimmer trieb. Er wußte nichts von diesem schützlichen Handel mit entwerteten Papieren und Außenständen; er lebte in höheren Regionen, in einem erhabenen Traum von Gerechtigkeit. Der Gedanke an Mildthätigkeit verlebte ihn und brachte ihn in Harnisch: Mildthätigkeit, das war ja ein Almosen, also die durch die Herzengüte gewährte Ungleichheit; er aber erkannte nur das Recht an und wollte die zurückerobernten Rechte eines jeden als un-veräußerliche Grundsätze der neuen Gesellschaftsordnung aufgestellt wissen. Deshalb erschöpfte er seine Tage mit dem Forschen und Grübeln nach dieser Neuordnung; ohne Unterlaß veränderte und verbesserte er auf dem Papier die Gesellschaft von morgen, bedeckte riesig große Bogen mit Zahlen und baute auf wissenschaftlicher Grundlage das ganze vielfältige Gerüst der allgemeinen Wohlfahrt auf. Dem einen nahm er das Kapital, um es unter alle andern zu verteilen; er wühlte in Milliarden, verschob mit einem Federstrich das Vermögen der ganzen Welt, — und dies alles in einem nackten Zimmer, ohne die geringste Genußsucht. So groß war seine Mäßigkeit, daß sein Bruder schelten mußte, damit er nur Wein trank und Fleisch aß. Dieser Schwärmer wollte, daß die Arbeit eines jeden Menschen, nach seinen Kräften bemessen, auch ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse sicherte, während er selbst an der Arbeit zu Grunde ging und von nichts lebte. Er war ein echter Weise, im Studium begeistert, losgelöst vom materiellen Leben, sanftmütig und tadellos rein. Seit dem letzten Herbst hustete er mehr und mehr, und es bemächtigte sich die Schwindsucht seiner, ohne daß er es nur merken und sich pflegen wollte.

Bei einer Bewegung Saccards blühte Sigismund mit seinen großen Träumereien endlich auf und sah erstaunt drein, obwohl er den Besuch erkannte.

„Ich komme wegen einer Uebersetzung,“ sprach jener.

Das Staunen des jungen Mannes wuchs, denn er hatte die Kundschaft entnutzt, die Bankiers, die Spekulanten, die Wechselmakler, diese ganze Börsewelt, die besonders aus Endland und Deutschland einen zahlreichen Briefwechsel, allerlei Kundschriften und Gesellschaftsstatuten erhielt.

„Na, ein russischer Brief. O, nur zehn Zeilen!“

Jetzt streckte Sigismund die Hand vor, denn das Russische war seine Specialität geblieben. Er allein übersezte es geläufig inmitten der übrigen Dolmetscher des Stadtviertels, die vom Deutschen und Englischen lebten. Das seltene Vorkommen russischer Urkunden auf dem Pariser Markt erklärte eben seine andauernde Arbeitslosigkeit.

Nach las er den Brief auf Französisch vor. Er enthielt in drei Sätzen die günstige Antwort eines Bankiers aus Konstantinopel, eine einfache geschäftliche Zusage.

„O, danke sehr!“ rief Saccard, der hocherfreut dreinblickte.

Und er bat Sigismund, die wenigen Zeilen der Uebersetzung auf die Rückseite des Briefes zu schreiben. Dieser aber wurde plötzlich von einem schrecklichen Hustenanfall befallen,

den er in seinem Taschentuch zu ersticken suchte, um seinen Bruder nicht zu stören, da dieser herbeizulaufen pflegte, sobald er ihn laut husten hörte.

Als der Anfall vorüber, stand er auf, that das Fenster weit auf, halberstickt, um frische Luft zu atmen. Saccard, der ihm nachgegangen war, warf einen Blick hinter auf die StraÙe und unterdrückte einen Ausruf.

„Ei, Sie haben Aussicht auf die Börse! O, wie sonderbar ist sie von hier aus!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zur Kulturgegeschichte des Schweins.

Das Schwein gehört zu den allerältesten Haustieren, welche schon in vorhistorischer Zeit bestimmt in Europa nachweisbar sind. Sehr frühe wird seiner bei den Griechen Erwähnung gethan. Bei Odysseus war die Stelle eines Sauhirten, welche der göttliche Eumäus bekleidete, verhältnismäßig gleichbedeutend mit einem Ministerposten; sein Träger genoß das volle Vertrauen des Herrschers von Ithaka. Odysseus und Telemach zogen ihn zu Rate und machten ihn zum Mitwisser ihrer Pläne. Bei allen freudigen Ereignissen, die zu Schmausereien Veranlassung gaben, spielte bei Homer das „weißzahnige Schwein, bedeckt mit der Blüte des Fettes“, eine große Rolle. Die Schweine wurden stets gefeigt; Ferkel, die bei uns als Spanferkel eine begehrte Delikatesse bilden, waren nur eine Speise der Armen:

„Der Hirt

Ging in die Kofen hinaus, wo zahlreich lagen die Ferkel,
Holte sich zwei, und trug sie davon und schlachtete beide,
Seugte, zerschneit sie sodann und bohrte das Fleisch an die Spieße,
Nahm das Gebratene alles, und trug's noch heiß an den Spießen
Vor den Odysseus hin und streute geschrotenes Mehl auf.
... Nimm Dir und ich nun, Fremdling, so gut wir Hirtin es haben,
Ferkel; die Schweine verzehren ja dort im Palaste die Freier.“

Auch bei den Römern bildete der Schweinebraten das Hauptstück der Tafel. Seit dem 2. Jahrhundert kamen Schweine ganz und unzerlegt auf die Tafel; mit allerlei kleinem Geflügel gefüllt, heißen sie nach dem trojanischen Pferde porci Troiani. Nicht weniger als 50 Gerichte wußten die Römer aus Schweinefleisch zu bereiten. Das köstlichste aber war das Euter besonders von solchen Tieren, welche den Schwanz rechts, nicht links geringelt trugen. In einem Gespräch, welches Timarion mit dem Philosophen Theodoros in der Unterwelt führt, weiß dieser seinen wieder zur Oberwelt entlassenen Freund um nichts köstlicheres zu bitten, als um ein Ferkelchen von drei Monaten und um ein Schweineuter, so fett es irgend zu bekommen sei. Berühmt waren damals wie noch heute mit Recht die Schinken Westfalens. Ein Pfund Schinken aus den Rauchsängern der Renapier und Marfer kostete in Rom etwa 8 Mark und galt als große Delikatesse. Es gab in Rom ein eignes Kollegium der Suarier, welches die Versorgung der Stadt mit Schweinefleisch betrieb.

Eine hervorragende Rolle hat das Schwein überall im Kultus gespielt; es war vielleicht das älteste Opfertier und kommt als solches in Verbindung mit Stier und Schaf, wie in den späteren römischen Suobetaurilien, schon in der Odyssee vor; es war die bevorzugte Gabe der Ceres und wurde vor Einbringung der Ernte dieser Göttin geschlachtet. Fiel ein Baum in dem vor der Stadt gelegenen Heine der Dia Dea um, oder mußte hier gelichtet werden, so wurde ein Schweinsopfer gebracht; ein gleiches geschah im Oktober.

Besonders hervorzuheben ist die sühnende Wirkung, welche man dem Blute des Schweines zuschrieb. Ein neugeborenes Kind wurde durch Schweineblut gegen den Einfluß dämonischer Mächte geschützt; in Athen besprengte man die Wände der Volksversammlung damit, um jedes Unheil abzuwenden. Apollo reinigte mit Schweineblut den Mittermörder Orestes und Circe den Jason als Mörder des Absyrus. Das aus der Wunde fließende Blut wurde über die Hände des zu Entführenden hingestrichen. Bei manchen römischen Festen bildeten die Lustrationen einen Hauptteil der Feier. Die von Servius Tullius eingeführte Sühnung des römischen Volkes wurde alle fünf Jahre durch die schon erwähnten Suobetaurilien vorgenommen; dieser Zeitpunkt von fünf Jahren hieß daher Iustrum.

Bei Ablegung feierlicher Eidschwüre und beim Abschluß von Verträgen schloßten auch in späterer Zeit bei Griechen und Römern Schweineopfer nicht. Xenophon und seine Griechen brachten sie beim Abschluß des Uebereinkommens mit Ariäus; die Kämpfer in Olympia schwüren bei einem Schweineopfer, sich gesetzlich zu verhalten zu wollen. Bei dem Verträge der Horatier und Curatier rief der Priester Jupiter an, daß er denjenigen, der das Bündnis brechen werde, erschlagen möge, wie er jetzt das Schwein töte, und erschlug es dann saxo silice, womit wahrscheinlich eine römische Steinart gemeint ist.

Daß Freund Schwarzmittel auch im Altertum zu den mit Vorliebe gejagten Tieren gehörte, ist um so erklärlicher, als der Schwarzwildstand sowohl in Griechenland und Macedonien, als auch besonders in Italien, ein äußerst günstiger war. In ausgedehnten Waldungen und sumpfigen Gegenden fand dort das Schwarzwild

die seinem Aufenthalte zuzugenden Verhältnisse in genügendem Maße; in Italien war es besonders das waldige Lukanien, das Gebiet der Marzer in den Abruzzen, die Gegend von Laurentum, Umbrien, Lucanien und das Land der Sabeller. Die Jagd auf Wildschweine erforderte Mut und Kraft; denn sie war wegen der Bösartigkeit dieser Tiere mit vielen Gefahren verbunden.

Xenophon und Appian erzählen sogar, daß das Wildschwein in seinem Gewechre eine sengende Hitze habe. Die Hauer des gereizten Ebers seien glühend, was daraus ersichtlich sei, daß den Hunden bei einem Fehlschlagen gegen ihren Körper die Spitzen der Haare verbrannt würden. Haare, auf den Hauern eines eben erendeten Ebers gelegt, kräuselten sich noch. Bei den Macedoniern durfte niemand an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen, wenn er nicht einen Eber auf freiem Felde erlegt hatte. Die berühmtesten Helden der Vorzeit haben sich dann auch im Kampfe mit diesen gefährlichen Tieren hervorgetan und sich dadurch Ruhm und Verdienste um die Nachwelt erworben. Herkules bezwang den Ermanthiden Eber; Atalanta lehrte die Erlegung des Ebers mit dem Pfeile. Berühmt ist die italidomische Jagd, an welcher der erste Helden der damaligen Zeit teilnahmen, um den von Diana in die Gefilde des Dinens gesendeten Eber zu erlegen. Meleager, der Hauptheld der italidomischen Jagd, war so glücklich, den von Atalanta zuerst am Rücken und vom Amphiaras am Auge verwundeten Eber durch einen Speerwurf in die Weichen zu töten. Ovid schildert diese Jagd in den lebhaftesten Bildern. Homer behandelt in seinen Gleichnissen den Eber, nächst dem Löwen, mit besonderer Vorliebe. Er stellt ihn dar, wie er durch gelegentliche Wendung die verfolgenden Jäger und Hunde zurückscheucht, aus dem Dickicht hervorbricht, das Geräusch zernadend, die Hauer wegend, gleich dem Getöse des anprallenden Erzes, oder mit funkelnden Augen und gestäubten Borsten dem Jäger entgegensteht. An anderer Stelle wird der noch junge Odysseus von den Söhnen des Antiochus zur Jagd geladen und erlegt einen starken Eber, nachdem er von ihm zuvor am Knie gehauen wurde. Diomedes und Odysseus werden dargestellt wie Eber unter den Hunden; Diomedes bricht gegen Aeneas vor, wie der Eber mit gestäubten Borsten und funkelnden Augen gegen die Jäger und Hunde, und Aias zerstreut die Troer, wie der Eber die Hunde. Daß auch unsre Altvorderen große Freunde der Eberjagd waren, ist zur Genüge bekannt und geht auch aus der Thatfache hervor, daß sie ihn vielfach als Wappentier wählten. So führten die Angelsachsen, Sachsen und andre deutsche Stämme auf der Spitze ihrer Helme ein Eberbild, den hildiswin (Kampfeber) der nordischen Heldensage, oder, wie es im Verwulfsiede heißt: „Das Schwein allgilden, der Eber eisenhart“. Mehrere Städte, wie Trier, führten den Eber auf ihren Münzen.

Wie bei Griechen und Römern durfte auch bei Germanen der Eberbraten bei Hochzeiten nicht fehlen. Noch heute wird in manchen heffischen Dörfern bei derartigen Festen ein mit Rosmarin betränkter Schweineloß auf einer Schüssel in feierlichem Umzuge entweder durchs ganze Dorf oder wenigstens im Hochzeitsbanne umhergetragen. Dieser Schweineloß hat einen Apfel oder eine Citrone im Munde, beide Früchte werden als Lebens- und Fruchtbarkeits-Symbole angesehen. In England kommt noch jetzt der Eberloß als Schaengericht auf die Tafel. In der Sage von Arthur heißt es, daß dreimal mit einer Aute drüber geschlagen wurde und daß dann nur die Messer tugendhafter Männer ihn anschnitten konnten. In Oxford stellte man um die Weihnachtszeit ein Eberhaupt aus und trug es unter Gesang feierlich umher. Daß man in den Zwölften einen Schweineloß und Grüntohl essen soll, ist eine in Pommern noch jetzt geübte Vorschrift.

Bei den alten Germanen und Norwegern war der goldborstige Eber das heilige Tier des Freyr oder Fro, des eigentlichen Sonnengottes. Nottkar besang ihn so: „Seine Borsten waren hoch wie der Wald, seine Hauer sind zwölf Ellen lang.“ Da nun Freyr über Sonne, Regen und Fruchtbarkeit gebot, so galt auch der Eber selbst als Bild der Fruchtbarkeit, der Ernte, des Kindersegens und des Friedens. Aber auch die schwarze Wetterwolke sah man als Eber an, die leuchtenden Blitze als seine weißen Hauer. Wenn das Korn im Sommer im Winde hin- und herwagt, so sagt man, der Eber geht hindurch. Das ist der Eber Fro, des Gottes der Fruchtbarkeit. Der Eber gehörte zu den Norddämonen. Auf der andern Seite war er ebenso das Sinnbild der alles zerstörenden Sonnenglut; schon in den indischen Märgen tritt uns diese doppelte Eigenschaft entgegen, welche der wohlthätigen und zerstörenden Wirkung der Sonne entspricht und sich im Mythos aller Völker wiederfindet. Wie im Sommer dem Odin oder Wuotan, so wurde am Julfeste zur Zeit des Winter-solstitiums dem Freyr der Sühne-Eber geopfert. Ein dreiwöchentlicher Julfriede leitete das Fest ein, auf das feierliche Opfer im Tempel vor Freyrs Wilde folgten Gastereien und Spiele; zum Nachtmale wurde der dem Freyr und der Freya geweihte Sühne-Eber auf den Tisch gesetzt und man legte vor ihm das Gelübde ab, im nächsten Jahre große und kühne Thaten zu verrichten.

Zahllos sind die Beziehungen des Schweines zum Aberglauben, wofür noch eine Menge Sprichwörter Zeugnis ablegen; bei Städtegründungen, in der Medizin, in Spielen der Völker, der Botanik spielt der Name des Vorkientieres eine große Rolle. Sogar als Mime ist das Schwein aufgetreten. Als nämlich Ludwig XI. zu Plessis les Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht herbeigesucht hätte, um die schwarzen Gedanken, die ihn Tag und Nacht beherrschten, zu zerstreuen. Ein erfindereicher Kopf versiel darauf, Ferkel nach den Tönen eines Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er belleidete diese Tiere vom Fuß bis zum Scheitel mit

schön gallonierten Leibröden, Hosen, Hut, Regen, rotwürfeligen Schärpen und schönen Manschetten. Sie waren zu allen möglichen Bewegungen sehr gut abgerichtet, sprangen nach Kommando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihn Komplimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang. Solwie sie auf zwei Pfoten sich aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Brüllen wieder nieder. Zum Chorus ging es dann: toi, toi, toi! auf eine so komische Art, daß der König, seines ihn verzehrenden Nebels ungeachtet, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

Einem andern französischen König bekam freilich die nähere Bekanntschaft mit den Schweinen sehr übel. Im Mittelalter ließ man sie in größeren Städten einfach auf den Straßen umherlaufen. So geschah es auch in Paris, bis Philipp, der Sohn König Ludwigs des Dritten, im Jahre 1131 dadurch das Leben verlor, daß sein Pferd durch ein ihm unter die Füße geratenes Schwein scheu gemacht, ihn abwarf. Jetzt wurde verboten, Schweine auf der Straße umherlaufen zu lassen. Dagegen erhoben aber die Mönche von St. Milton Einsprüche, weil der heilige Antonius der Schutzpatron der Schweine sei und durch solche Beeinträchtigung seiner Schutzbefohlenen beleidigt würde. Sie setzten es durch, daß die Schweine des Klosters, durch eine um den Hals gehängte Glode kenntlich gemacht, auch ferner auf der Straße umherlaufen durften. — Dr. J. Wieje.

Kleines feuilleton.

rs. Ein Proletarier-Junge. In dem freundlichen Krankenzimmer für unfallverletzte Kinder sahen die kleinen Patienten in freudiger Erwartung dem Besuche ihrer Angehörigen entgegen. Neben meinem Jungen saß ein hübscher, etwa zwölfjähriger Knabe. Gleichgültig schweiften seine Augen in dem Zimmer umher. Er schien keinen Besuch zu erwarten. Die Art, wie er seine Umgebung musterte, das für sein junges Alter überaus gefetzte Wesen sagte mir, daß dieses Kind eines von den vielen bedauerndwerten Geschöpfen sei, die schon im zartesten Alter zur Erhaltung der Familie beitragen müssen. Auf meine Frage, weshalb er keinen Besuch erhalte, erzählte mir der Kleine, daß sein Vater Banarbeiter sei und nach langer Arbeitslosigkeit seit einigen Tagen wieder Beschäftigung gefunden habe. Nun dürfe er in der Woche keine Stunde versäumen. Die Mutter liege krank zu Hause und seine vier Geschwister wären jünger als er. Seit zwei Jahren trage er Frühstücken aus; da sei es ihm vor kurzem passiert, daß er auf einer Treppe gestolpert und einen Armbruch erlitten habe. „Sonntag kommt Vater aber ganz gewiß!“ In dieser Hoffnung reichte mir der Kleine frohlichen Herzens zum Abschiede die Hand.

Der Sonntag kam heran. Neben meinem kleinen Freunde saß ein ärmlich, aber sauber gekleideter Mann, sein Vater. Mit bekümmertem Gesicht betrachtete er seinen Velesten. Doch erhellte sich dasselbe, als der Junge zu ihm sagte: „Jetzt werde ich bald herauskommen, Vater, dann verdiene ich wieder Geld und wir bezahlen das Krankenhaus.“ Als die Sprechstunde zu Ende ging, reichte ihm der Junge ein Paletchen mit den Worten: „Hier, Vater, sind die Semmeln, die wir immer bekommen, ich habe sie aufgespart, damit die Mutter sie essen könne.“ —

— **Die babylonisch-assyrischen Schöpfungsgesagen.** Im vergangenen Jahre erschien in London ein Werk „The Seven Tablets of Creation“, in dem der Herausgeber, L. W. King vom Britischen Museum, das Ergebnis seiner Studien über eine Reihe von Keilschrifttexten niedergelegt hat. Er hat die schon von Henry Rawlinson gefundenen, noch unvollständigen Keilschriftberichte über die Schöpfung durch eine sehr große Zahl anderer Texte hierüber ergänzt und damit ein abgeschlossenes, einheitliches Ganzes geschaffen. Texte und Uebersetzungen sind übersichtlich zusammengestellt. Es ergibt sich daraus, daß das große babylonische Schöpfungsgedicht in sieben Sektionen oder Tafeln mit zusammen 991 Zeilen geteilt war, wobei offenbar jede Tafel die Ergebnisse eines Schöpfungstages beschreiben sollte. Diese Einteilung ist jedenfalls verhältnismäßig späten Datums (die ältesten Kopien, die wir besitzen, stammen aus der Zeit Assurbanipals, 668 bis 626 v. Chr.), die originale Form aber der babylonischen und assyrischen Schöpfungsgeschichte ist zweifellos viele Tausend Jahre alt. Ob sie bei den Akkaden oder bei einem andern nicht semitischen Volke entstanden ist, läßt sich heute noch nicht sagen, es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß die semitischen Babylonier sie nicht erfunden, sondern nur entlehnt haben. Die ersten vier Tafeln enthalten die erste Welterschöpfung, sie beginnen mit dem Anfang aller Dinge, als Apsu und Tiamat Wassergottheiten und das thypische Chaos waren, und führen bis auf Marduk, der Tiamat bekämpfte und ihm den Saraus macht. Dann kommen wir zur Welterschöpfung Marduks; es wird dort am Schluß der vierten Tafel erzählt, daß die eine Körperhälfte Tiamats eine Decke für den Himmel bildete, und daß Marduk die große Dreieckigkeit Anu, Bel und Ea schuf, die darin wohnen sollte. Auf der fünften Tafel hören wir von der Befestigung der Konstellationen des Tierkreises, von der Gründung des Jahres, und anscheinend enthält dieser Teil auch den Bericht über die Schöpfung der Pflanzenwelt. Die sechste Tafel erzählt die Geschichte von der Erschaffung des Menschen, den Marduk wahrscheinlich in die Welt gesetzt hat, sowohl um die Götter zu strafen, als auch um eine Kreatur zu haben, die ihn jederzeit verehren würde. Marduk — oder auch Bel — wies Ea an, ihm das Haupt abzuschlagen, und aus dem Blut,

das aus seinem Körper floss, wurde der Mensch gebildet. Er ge- braucht dazu auch „Knochen“, die er sich schaffen will. Von Bedeutung ist dabei, daß das assyrische Wort für Knochen „issintu“ heißt und daß es das genaue Äquivalent des hebräischen „esem“ — Knochen — ist, das Genesis II, 23 in Verbindung mit dem Bericht über die Erschaffung des Menschen vorkommt. Die Erschaffung des Menschen war der Schlußakt der Schöpfung, und als der erledigt war, versammelten sich die Götter mit Marduk (der die Entsaugung also überlebt hatte!) an der Spitze in Upschkinnaku und sangen ihm Lobhymnen; diese mit fünfzig Anreden an den Gott bilden den Inhalt der letzten, der siebenten Tafel.

Die Parallelen zwischen diesen Schöpfungsstagen und der Genesis beweisen über jeden Zweifel, daß die Juden eine große Menge ihrer religiösen Litteratur von ihren Verwandten, den Babylonern, entlehnt haben und daß die Vorstellung von den sieben Schöpfungsstagen lange vor den Tagen Abrahams entstanden ist. — („Globus.“)

— Stürme in der Atmosphäre und Schlagwetter in Kohlengruben.

Wir lesen in der „Rölnischen Zeitung“: Die Thatfache, daß bei stark fallendem Barometer die Entwicklung explosiver Gase, sogenannter böser Wetter, in den Kohlengruben häufiger und lebhafter vor sich geht als zu andern Zeiten, ist zuerst 1836 von John Buddle nachgewiesen worden. Später haben Scott und Galloway 1869 von Unglücksfällen begleitete Explosionen mit den Witterungszuständen verglichen und gefunden, daß, wenn das Barometer fällt und das Thermometer steigt, die Entwicklung explosiver Gase in Kohlengruben besonders sorgfältig beachtet werden muß, um Unglücksfälle zu verhüten. Je größer der Unterschied im Luftdruck zwischen zwei Stationen ist, oder wissenschaftlich ausgedrückt, je größer die Luftdruckgradienten sind, um so schneller vollzieht sich die Ansammlung von Grubengasen in der Tiefe. Sehr große Gradienten bedingen aber auch starke Luftbewegungen und deshalb sind die Zeiten stürmischer Aufregung der Atmosphäre der Entwicklung von Schlagwettern am günstigsten. Vor allem gilt dies, wenn vorher geraume Zeit hindurch der Luftdruck sehr hoch war. Nach den Beobachtungen von Nasse kann man als Regel annehmen, daß in einer bestimmten, zur Entwicklung schlagender Wetter neigenden Kohlengrube bei jedem anhaltenden Sinken des Barometers um eine bestimmte Höhe böse Wetter an den Punkten, wo sie sich überhaupt zuerst zeigen, zu vermuten sind. Diese Vermutung findet um so gewisser eine Bestätigung, wenn lange Zeit hindurch hoher Luftdruck geherrscht hat. Der Luftdruck ist allerdings nicht die alleinige Ursache der Gasentwicklung in den Gruben, diese kann durch recht verschiedenartige Ursachen befördert werden, allein anhaltendes Sinken des Barometerstandes befördert diese Entwicklung in erheblichem Grade. Aus den Untersuchungen zu Kartwin ergab sich, daß, wenn innerhalb sechs Stunden der Luftdruck um 4 Millimeter sinkt, große Gefahr eintritt. Die schon vor Jahren auf zwei Gruben in der Nähe von Raden angestellten Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, daß der Einfluß des Barometerstandes auf die in den Hohlräumen der Gruben vorhandenen Schlagwettermassen ganz unbefreitbar ist, daß er sich aber nicht merklich auf das in der festen Kohle noch vorhandene Gas erstreckt. Oberberggrat Hahlscher machte schon 1887 darauf aufmerksam, daß in den alten Bauten des Saarbrücker Kohlenreviers wohl eine Million Kubikmeter Hohlräume vorhanden sind, in welchen im Verlauf der Zeit große Massen von Gas sich ansammeln können, die bei rasch sinkendem Barometer zum Teil austreten und in den gangbaren Bauten große Gefahren hervorrufen könnten. Natürlich ist das Vorhandensein und die Entzündung schlagender Wetter zweierlei; letztere wird nicht durch den Barometerstand veranlaßt, sondern durch offene Grubenslampen oder Schießarbeit. Die Zeiten plötzlicher Barometerstürze nach anhaltend hohem Luftdruck und gleichzeitiger Stürme in der Atmosphäre erscheinen vorzugsweise Aufmerksamkeit in Bezug auf die Ansammlung von Grubengasen. —

Technisches.

gr. Der Einfluß der Eisenbahnschwellen auf das Bettungsmaterial. Durch das Befahren der Eisenbahngelise werden im Laufe der Zeit gewisse Veränderungen im Bahndamm hervorgerufen, die man dann durch Aufbesserungsarbeiten („Stopfen“) zu beseitigen sucht. Die Veränderungen des Eisenbahndammes treten erklärlicherweise in der Nähe der Schwellen, auf denen die Gelise ruhen, besonders stark auf. Da ist es nun sehr interessant, daß man durch die Wahl geeigneten Bettungsmaterials derartige Veränderungen wesentlich herabzusehen vermag. Mit der Frage des besten Bettungsmaterials für Eisenbahnschwellen hat sich in letzter Zeit besonders eingehend Maurat Schubert beschäftigt und ist dabei zu recht beachtenswerten Resultaten gekommen. So hat sich z. B. herausgestellt, daß ein aus Thon hergestellter Aufstrich selbst bei geringer Benutzung der Gelise bald derartige Aufquellungen aufweist, daß der Thon zwischen den Schwellen die Schienenunterlante erreicht. Dafür bilden sich unter den Schwellen Vertiefungen, in denen sich natürlich Regen usw. ansammelt, so daß derartig verlegte Gelise im Laufe eines Jahres nicht selten bis zu viermal unterstopft werden müssen. Bei einem andern aus Thon geschütteten Bahndamm wurde durch Hochwasser die Sandbettung fortgespült, und trotzdem man dann das Gelise mit neuem Bettungsmaterial unterstopfte, übertrug sich der auf die Schwellen ausgeübte Druck so auf den Damm, daß unter den Schwellen Eindrücke in dem Thonboden

entstanden, die fast so lang und so breit wie die Schwellen selbst wurden und sich bei Regenwetter mit Wasser anfüllten, so daß dadurch die Befestigung der Gelise-Anlage sehr beeinträchtigt wurde. Sand-schüttung auf Thondämmen vermag nach den Untersuchungen eine bessere Festlegung der Schwellen nicht herbeizuführen, es werden also die Wanderungen und Verschiebungen der Schienen auf derartigen Dämmen durch dieses Mittel nicht beseitigt.

Man machte nun Versuche mit Schüttungen aus minderwertigem Basaltgrus und mit Basaltkleinschlag. Bei dem Kleinschlag aus Basalt genügte schon eine 15 Centimeter hohe Bettung, um das Gelise zur Ruhe zu bringen, während man bei dem Basaltgrus bis 25 Centimeter hoch anschütten mußte, um den Stillstand der Schienen zu erzielen. Die Erfahrungen haben nun ergeben, daß man durch Bettung der Gelise in Steinkleinschlag die Kosten der Unterhaltung auf etwa ein Drittel derjenigen bei Kiesbettung zu reducieren vermag. Es ist aber die Wahl des Steinkleinschlags nicht gleichgültig, indem minderwertiges Material durch die Schläge bei den Stopfen schneller zerkleinert wird und dann weniger Halt gewährt als Hartgestein von großer Zähigkeit. In dieser Hinsicht hat sich Kleinschlag aus Grauwade oder Basalt sehr gut bewährt, da erst durch etwa 1400 Stopfschläge zwei Liter dieses Materials zu Staub verwandelt werden, während bei Meißener Granit diese Zerkleinerung schon bei circa 375 Schlägen beobachtet wurde. Das beste Material für derartige Zwecke ist New Yorker Diabas, da hier erst nach ungefähr 1780 Stopfschlägen zwei Liter Staub entstehen; bei Quarzit sind rund 860 Schläge und bei wenig gutem Porphyr = Kleinschlag sogar nur 680 Stopfschläge erforderlich, um je zwei Liter des Schüttungsmaterials zu Staub zu zerkleinern. Da es für die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes von größter Wichtigkeit ist, möglichst festliegende Gelise zu haben und da diese Notwendigkeit natürlich mit der Steigerung des Verkehrs und mit der zunehmenden Fahrgeschwindigkeit der Züge an Wichtigkeit gewinnt, so dürfte man in Zukunft die höheren Anlagelasten der Bahndämme mit gutem Kleinschlag auftragern in Kauf nehmen, da man ja dadurch nicht nur eine wesentliche Erhöhung der Verkehrssicherheit erzielt, sondern auch bedeutende Ersparnisse an den Unterhaltungskosten der Strecken zu erwarten hat, so daß sich die höheren Anlagelasten bald bezahlt machen. —

Humoristisches.

— **Nette Aussichten.** Braut: „Also meine Mutter wird uns auf der Hochzeitsreise begleiten!“
 Bräutigam: „Waaas?... Das gebe ich auf keinen Fall zu!“
 Braut: „Aber, Liebster, sei doch froh, daß Du überhaupt mitkommen darfst!“ —

— **Charakteristisch.** In einer Spiritistenversammlung wird der Geist eines Theaterdirektors citirt. Als dieser den Saal dicht gefüllt sieht, geht ein Schmunzeln über sein Gesicht und händereibend sagt er: „Famos! Das Haus ist ausverkauft!“

— **Erster Gedanke.** Junge: „Vater, der Nero war a Kaiser!“
 Vater (Versicherungsbeamter): „Ja!“
 Junge: „Vater, woast, der hat sei ganze Stadt anzund'n!“
 Vater (aufhorchend): „So, wo war er denn versichert?“
 („Regendorfer Blätter.“)

Büchereinkauf.

— **Morris Rosenfeld:** „Lieder des Ghetto“. Aus dem Jüdischen übertragen von Verthold Feiwel, mit Zeichnungen von E. M. Lilien. Berlin. S. Calvary u. Co. —

— **S. Aitenberg:** „Aus Liebe“. Novellen. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Pr. 1,50 M. —

— **G. Asmussen:** „Eine Idee“. Erzählung. Basel. Friedrich Reinhardt. —

— **Emil Vitrus:** „Kampf“. Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Pr. 2 M. —

— **Walter Denk:** „Sein Selbstmord“. Roman. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Pr. 2 M. —

— **E. F. Schumann:** „Ueberwinder“, Drama. Leipzig. Julius Berner & Co. —

— **Fritz Raffow:** „Die Sünderin ohne Schuld“. Drama. Berlin. G. A. v. Halem. —

— **Otto Kunz:** „Mama“. Drama. Wien und Leipzig. Verlag der I. u. I. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. —

— **E. Arldt:** „Die Funkentelegraphie“. Mit einer Einleitung über Wert der Funkentelegraphie für die moderne Schifffahrt von Professor Oswald Flamm. Mit 75 Abbildungen. Leipzig. Theod. Thomas. —